

btb

Buch

Bereits im ersten Kriegsjahr zieht es den idealistischen Mr. March an die Front, wo er als Feldgeistlicher seinen Dienst am Vaterland tun will.

Er lässt Frau und Kinder zurück, berichtet ihnen aber regelmäßig von seinen Erlebnissen. Diese Briefe vermitteln einen starken Eindruck von der Grausamkeit des Krieges, aber auch von der inbrünstigen Liebe zu seiner Familie – auch wenn der bislang moralisch einwandfreie March das eine oder andere, was ihm in der Ferne widerfährt, wohlweislich verschweigt ...

Bald muss er einsehen, dass er mit seinem Idealismus oft übers Ziel hinausschießt und sich und andere damit unwillkürlich ins Unglück stürzt. Als er mit einer lebensgefährlichen Krankheit daniederliegt, gerät auch seine Ehe in Gefahr, denn March trifft seine ehemalige Geliebte wieder – eine Farbige. Als sein Leben wie ein Scherbenhaufen vor ihm zu liegen scheint, klammert er sich an sie als seine letzte Hoffnung – und beginnt, die Zeichen der Zeit zu übersehen. Schweren Herzens muss March einsehen, wer wirklich unerschütterlich zu ihm hält.

Autorin

Geraldine Brooks, mehrfach ausgezeichnete Journalistin und Sachbuchautorin, hat mit »Das Pesttuch« einen internationalen Bestseller gelandet. Geboren und aufgewachsen in Australien, lebt sie mit ihrem Mann, dem Autor Tony Horwitz, und mit ihrem Sohn in Virginia.

Geraldine Brooks bei btb

Das Pesttuch. Roman (73223)

Geraldine Brooks

Auf freiem Feld

Roman

Übersetzt von Leon Mengden

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel »March« bei Viking Penguin.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2005 btb Verlag
Copyright © der Originalausgabe 2005 Geraldine Brooks
All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form,

published by arrangement with Viking Penguin
a member of Penguin Group (USA) Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: corbis/ Kilburne

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3 442 73313 8

www.btb-verlag.de

FÜR DARLEEN UND CASSIE.

ERSTER TEIL

»Vater ist nicht bei uns, und er wird lange nicht bei uns sein«, sagte Jo traurig. Sie vermied es, »vielleicht nie wieder« zu sagen, aber alle fügten es stumm im Geiste hinzu, während sie an ihren Vater dachten, der in der Ferne weilte, wo gekämpft wurde.

– LOUISA MAY ALCOTT, *Little Women*

*An Virginia werden wir uns
die Zähne ausbeißen*

21. Oktober 1861

Ich schreibe ihr: *Heute Abend waren besonders schöne Wolkenbilder am Himmel zu sehen. Die sinkende Sonne vergoldete ihre Ränder mit einem messingfarbenen Schimmer, als wäre das Himmelszelt durchzogen von zart gesponnenen Fäden.* Hier halte ich inne, um mir das schmerzende Auge zu wischen, das nicht zu tränen aufhören will. Die Zeilen, die ich zu Papier gebracht habe, wirken vielleicht eher geziert als lyrisch, aber das macht nichts: Sie ist eine nachsichtige Kritikerin. Meine Hand, an der ich Spuren von getrocknetem Schleim entdeckte, zittert vor Erschöpfung. *Vergib mir meine ungelenke Schrift, aber eine Armee auf dem Vormarsch bietet kein ruhiges Plätzchen für Besinnung und Korrespondenz. (Ich hoffe, dass meine verehrte junge Autorin neben ihren guten Taten ein wenig Zeit findet, von meinem kleinen Arbeitszimmer Gebrauch zu machen, und dass ihr die lieben Kätzchen die vorübergehende Abwesenheit vom gewohnten Hort nicht nachtragen.)* Und doch, wenn man im Schutze eines mächtigen Baumes sitzt, während die Männer die Feuer fürs Essen entfachen und ihre Späße miteinander treiben, herrscht eine fast friedliche Stimmung. Ich schreibe auf dem Kniepult, mit dem ich von Dir und den Mädchen in weiser Voraussicht ausgestattet wurde, und obwohl ich meinen Vorrat an Tinte verschüttet habe, musst Du Dich nicht der Mühe unterziehen, mir welche nachzusenden, da einer der Männer mir gezeigt hat, wie man aus den letzten Brombeeren dieses Sommers ei-

nen brauchbaren Ersatz herstellt. So also bin ich in der Lage, Dir »süße Worte« zu schreiben.

Erinnerst Du Dich an das marmorierte Vorsatzpapier in dem Gedichtband von Spenser, aus dem ich Dir an kühlen Herbstabenden wie eben diesem vorgelesen habe? Falls dem so ist, kannst Du, meine Liebste, den Himmel so sehen, wie ich ihn heute Abend geschaut habe, denn die Farben wirbelten nicht minder fröhlich und verschwenderisch über ihn hinweg.

Und das Blut, das die schlammigen Strudel des von Stiefeln aufgewühlten Flusses einfärbte, erzeugte ebenfalls ein Muster wie auf dem edlen Vorsatzpapier. Nein, eher noch erinnerte es an den Schwall karminroter Tinte, der sich über unsere Bodendielen ergoss, als unsere kleine Künstlerin mit ihrer ungeduldigen Hand das Gefäß umstieß. Diese Zeilen bringe ich natürlich nicht zu Papier. Ich habe ihr versprochen, jeden Tag etwas zu schreiben, und ich stelle fest, dass ich mich immer dann dieser Verpflichtung zuwende, wenn die größten Sorgen und Nöte mich bestürmen. Denn dann ist es, als wäre sie einen Augenblick lang bei mir und ihre tröstende Hand würde federleicht auf meiner Schulter ruhen. Und doch bin ich dankbar dafür, dass sie nicht hier ist und sieht, was ich sehen muss, erlebt, was ich habe erleben müssen. Vom Vorwurf der Beschönigung befreit mich der Gedanke: Ich habe nie versprochen, die Wahrheit zu schreiben.

Ich füge noch ein paar der üblichen Worte ehelichen Verlangens hinzu und lasse einige Bekundungen väterlicher Zuneigung folgen: *Ich bin mit meinen Gedanken bei Euch allen und bei jeder Einzelnen von Euch, sehe Euch im Salon, im Studierzimmer, in Euren Stuben, auf dem Rasen; mit einem Buch oder einem Stift oder Hand in Hand mit der geliebten Schwester, oder wie Ihr Euch derweil über Euren Vater unterhaltet, der so weit fort von Euch ist, dass Ihr Euch fragt, wohin es ihn wohl verschlagen hat und wie es ihm geht. Lasst Euch gesagt sein, dass ich Euch nie wirklich verlassen kann;*

denn auch wenn mein Körper in der Ferne weilt, bin ich Euch im Geiste ganz nahe und empfangen meinen größten Trost aus Eurer Liebe... Dann verweise ich auf die Dringlichkeit meiner Pflichten und schließe mit dem Versprechen, dass sie bald mehr von mir hören.

Und in der Tat lassen meine Pflichten nichts an Dringlichkeit vermissen. Um mich herum sind Männer, die meiner bedürfen. Dennoch klappe ich mein Kniepult nicht sogleich wieder zusammen. Ich lasse es auf meinen Schenkeln ruhen und fahre fort, die Wolken zu beobachten, deren zusammengeballte Masse vor dem beinahe lichtlosen Himmel fast schwarz geworden ist. Es ist kein Wunder, dass für schlichte Gemüter die Götter immer in den höchsten Sphären wohnen, denn sobald ein Mann seinen Blick vom Himmel zum Horizont senkt, riskiert er, einer Szene der Verwüstung ansichtig zu werden.

Ein Stück den Fluss hinunter waten die Totengräber bis zur Brust durchs Wasser, um die Leichen zu bergen, die sich in herabhängenden Ästen verfangen haben. Im Gegensatz zu dem, was ich geschrieben habe, wird heute Abend nicht geplaudert, und kaum jemand kümmert sich um die wenigen Feuer, die weiterschwelen, so dass mir beißender Rauch ins immer noch tränende Auge sticht. Ein Gänsegeier beobachtet mich vom Ast eines Ahornbaumes. Sie begleiten uns schon den ganzen Tag, diese gewaltigen Vögel. Heute Morgen habe ich sie im perlenschimmernden Licht der frühen Dämmerung noch als stattlich empfunden, wie sie, Chimären gleich, unbeweglich und mit ausgebreiteten Schwingen die aufgehende Sonne erwarteten. Sie rührten sich auch während der langen Stunden nicht, die wir für die Überquerung des Potomac benötigten, um uns zunächst auf dieser Insel zu sammeln, die wie ein großer, mitten im Fluss ankernder Kahn das breite Gewässer in zwei schmalere, reißende Ströme teilt. Immer noch bewegungslos sahen sie zu, wie wir uns ans jenseitige Ufer vorarbeiteten und schweigend den schlüpfriegen Trampelpfad das Steilufer hinaufstiegen. Später sind sie mir noch einmal aufgefallen. Sie hatten sich endlich in die Lüfte geschwungen und

beschrieben hohe, anmutige Bögen über dem Feld. Zumindest von dieser Warte aus musste das, was uns bevorstand, deutlich zu erkennen gewesen sein: Der Feind hatte den Hügel vor uns eingenommen und empfing uns mit vernichtendem Feuerhagel, während in den Wäldern zur Linken weitere Truppen in verdecktem Anmarsch waren, um uns in der Flanke anzugreifen. Als Kaplan hatte ich keinen besonderen Auftrag, also begab ich mich dorthin, wo ich meiner Meinung nach am meisten von Nutzen sein konnte. Ich blieb bei der Nachhut und betete mit den Verwundeten, als der Ruf erschallte: Gütiger Gott, sie greifen an!

Ich rief Träger zusammen, um die Verletzten in Sicherheit zu bringen. Ein vorbeilaufender Gefreiter rief mir zu, schon beim Versuch allein würden wir uns mehr Kugeln einfangen, als jeder von uns Finger und Zehen hat. Silas Stone, der zu diesem Zeitpunkt nur geringfügig verwundet war, humpelte, weil er sich das Knie verstaucht hatte, also bot ich ihm meinen Arm an. Gemeinsam schlugen wir uns in den Wald und suchten wie viele andere unser Heil in der Flucht. Wir wollten uns zurück zu der Stelle durchkämpfen, wo der Trampelpfad den einzigen Weg das Steilufer hinunter zum Fluss bildete, als wir auf einen weiteren Gänsegeier stießen, der so dicht neben uns auf der Brust einer Leiche hockte, dass wir ihn fast hätten berühren können. Er fühlte sich gestört und wandte uns mit einer scharfen Bewegung den Kopf zu. Aus seinem Schnabel hing ein bräunlich schimmernder Fetzen menschlichen Eingeweides. Stone wollte seine Muskete anlegen, aber er war schon so entkräftet, dass seine Hände zitterten. Ich musste ihn daran gemahnen, dass auch wir bald Speise des Geiers würden, wenn wir nicht den Fluss erreichten und überquerten.

Wir schlugen uns durchs Dickicht hindurch, landeten aber ein ganzes Stück vom rettenden Pfad entfernt auf einem Vorsprung des Steilufers. Von da konnten wir sehen, wie eine große Zahl unserer Männer vom vorrückenden Feuer an die Kante gedrängt wurde. Sie verharrten einen Augenblick, um dann jäh wie eine ganze Herde Tiere verzweifelt den Rück-

zug anzutreten. Die Männer rollten, sprangen, taumelten über die Klippe. Ein tiefer Sturz erwartete sie: Ungefähr neunzig Fuß ging es die steile Böschung zum Fluss hinab. Man hörte Schreie, als die Männer in blinder Panik auf die Köpfe und Bajonette der Kameraden unter ihnen sprangen. Ich sah, wie der Stiefel eines korpulenten Soldaten mit entsetzlicher Wucht auf dem Schädel eines schwächlichen Jünglings landete und ihm am Fels das Gehirn zerquetschte. Es hatte nun keinen Sinn mehr, den Pfad erreichen zu wollen, denn jeder Halt, den er geboten haben mochte, war durch den überstürzten Abstieg weggebrochen. Also kroch ich an den Rand der Klippe, hielt mich an der Kante fest und ließ mich auf einen schmalen Absatz fallen, der mit Walnüssen bedeckt war, und ich glitt aus. Silas Stone wälzte sich ebenfalls über den Rand und fiel hinter mir her. Erst als wir das Flussufer erreichten, verriet er mir, dass er gar nicht schwimmen konnte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der Feind bereits von der Klippe aus das Feuer auf uns eröffnet. Einige wenige unserer Männer versuchten, weiße Tücher an Stöcke zu binden und wieder hinaufzuklettern, um sich zu ergeben, die meisten aber warfen sich in den Fluss, wobei viele in ihrer Panik vergaßen, sich ihrer Munitionsvorräte und ihres übrigen Rüstzeugs zu entledigen, und das Gewicht zog sie rasch in die Tiefe. Die einzigen Boote waren die beiden Schlammkähne, von denen wir übersetzt worden waren. Die Männer klammerten sich an die Bordwände, wo sie dann wie ein Schwarm Bienen am Stock hingen, bis sie in Gruppen von vier oder fünf gleichzeitig ins Wasser rutschten. Diejenigen, die es schafften, sich festzuhalten, boten sich dem Feind als vortreffliche Zielscheibe dar und hatten ebenfalls nicht mehr lange zu leben.

Ich zog meine Stiefel aus, hieß Stone, es mir nachzutun und seine Muskete weit von sich ins tiefste Wasser zu schleudern, damit unsere Widersacher sie nicht an sich bringen konnten. Dann liefen wir ins eiskalte Wasser und hasteten eilends auf die Insel zu. Ich hatte geglaubt, dass wir den größten Teil der Strecke würden waten können, denn bei unserer Über-

querung in der Dämmerung waren die Stangen nur unwesentlich eingetaucht, hatte jedoch weder mit der starken Strömung noch mit der Kälte gerechnet. »Ich bring dich schon rüber«, hatte ich Stone versprochen, und es wäre mir vielleicht auch geglückt, wenn ihn nicht die Kugel erwischte, er nicht so um sich geschlagen und seine Uniformjacke nicht an der Stelle, an der ich ihn packte, so nachlässig verarbeitet gewesen wäre. Selbst über das Rauschen des Wassers und seine Schreie hinweg konnte ich hören, wie im Wollstoff eine Naht nach der anderen riss. Er klammerte sich an meinem Hals fest, seine Hände – die schwieligen Hände des Handwerkers – drohten mir die Luftröhre zuzudrücken. Dann griff er mit der Linken nach meinen Haaren. Ich tauchte unter und versuchte vergeblich, mich von ihm loszumachen, denn ich wusste, dass er mich in seiner Verzweiflung mit in den Tod ziehen würde. Er riss mir eine Hand voll Haare aus, stieß mir seinen Daumen ins linke Auge. Ich verlor den Halt unter den Füßen, und sein Körpergewicht drückte mich tief unter Wasser. Ich warf den Kopf in den Nacken, spürte das Brennen an meiner Kopfhaut, als mir ein weiteres Büschel Haare ausgerissen wurde, mein Knie kam hoch, heftig, und irgendetwas gab nach wie weiches Knochenmark. Mein Hals entglitt seiner Hand, und der scharfkantige Nagel seines Mittelfingers riss ein Stück meiner Haut weg.

Wir kamen, rotbraunes Wasser spuckend, an die Oberfläche. Ich hielt weiterhin seine immer zerfetztere Jacke gepackt und hätte selbst jetzt noch ein etwas fester genähtes Stück Stoff greifen können, wenn er nur nicht so um sich geschlagen hätte. Aber die Strömung war hier so stark, dass auch die letzten Fäden rissen. Der Ausdruck in seinen Augen veränderte sich, als er dessen gewahr wurde; die Panik schien zu weichen, so dass er mich zuletzt mit ausdruckslosem, auf nichts Bestimmtes gerichtetem Blick ansah – wie ein Neugeborenes. Und dann hörte er zu schreien auf. Das letzte Geräusch, das ich von ihm vernahm, war mehr ein lang gezogenes Seufzen, das aber nur noch als Gurgeln hervorkam, weil

seine Kehle sich mit Wasser füllte. Dann riss ihn die Strömung mit den Beinen voran fort. Einen Augenblick trieb er noch auf dem Bauch und hielt die Arme nach mir ausgestreckt. Ich schwamm, so schnell ich konnte, hinter ihm her, aber als ich ihn beinahe erreicht hatte, packte eine Welle, die sich an einem Felsen im Wasser gebrochen hatte, seine Beine und zog die untere Hälfte seines Körpers jäh in die Tiefe, so dass er einen Moment lang aufrecht im Fluss zu stehen schien. Schon hatte die Strömung ihn um die eigene Achse gedreht; wie eine selbstvergessen tanzende Zigeunerin warf er noch einmal die Arme in die Höhe. Das Gewehrfeuer hoch oben auf dem Felsvorsprung hatte einen Laubregen ausgelöst, so dass Stone mit den herabtaumelnden sonnengelben Blättern umhergewirbelt wurde. Bevor der Fluss ihn endgültig verschluckte, trafen sich unsere Blicke ein letztes Mal. Ein blutrotes Band trieb an der Stelle, wo er untergegangen war, auf dem Wasser und breitete sich aus wie eine Schärpe, während die Strömung ihn flussabwärts und von mir forttrug. Als ich mich ans Ufer schleppete, hielt ich noch immer einen nassen Wollfetzen zwischen den Fingern.

Ich nehme ihn in die Hand, um ihn zu betrachten: Ein ausgefranster runder blauer Stofffetzen von kaum sechs Inches im Durchmesser ist vielleicht alles, was von Silas Stone, einem zwanzigjährigen Drechsler, aufgewachsen am Blackstone River, wo er zwar das Lesen und Schreiben, doch nie das Schwimmen gelernt hat, übrig geblieben ist. Ich habe beschlossen, ihn seiner Mutter zu schicken. Er war ihr einziger Sohn.

Ich frage mich, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Unter einem Felsen eingeklemmt, mit tausend kleinen Mäulern, die bereits an seinem verquollenen Fleisch saugen? Oder treibt er immer noch, auf und nieder, weiter und weiter, auf einem breiteren, ruhigeren Teil des Stroms dahin? Ich sehe, wie sie sich versammeln: die Ertrunkenen, die Erschossenen. Ihre Arme breiten sich aus, als wollten sie einander berühren, Fingerspitze an Fingerspitze. In ein oder zwei Tagen wird diese Flottille der Unbegrabenen vierzig Meilen von hier entfernt

an der unvollendeten weißen Kuppel und dem Baugerüst auf einem schlammigen Hügel von Washington vorbeigleiten. Werden die Bürger der Stadt sie erkennen, diese tapferen Gefallenen, und in einer Geste des Respekts die Häupter entblößen? Oder werden sie sich angewidert abwenden angesichts dieser aufgedunsenen Masse menschlichen Verfalls?

Ich sollte mich nun aufmachen, um herauszufinden, wo auf dieser Insel die Verwundeten versorgt werden. Natürlich ist es dem Stabsarzt noch nicht möglich gewesen, mir eine Nachricht zukommen zu lassen. Der Arzt ist Calvinist, ein mürrischer Mann, der abweichende Glaubensbekenntnisse dubioser Provenienz eher skeptisch sieht. Seiner Ansicht nach muss ein Mann Meister seines Handwerks sein; ein Schmied muss seinen Amboss, ein Farmer seinen Pflug und ein Kaplan sein Credo beherrschen. Er hat mir die Geringschätzung meiner Person und meines geistlichen Amtes deutlich zu verstehen gegeben: Als ich das erste Mal vor der Truppe gepredigt hatte, bemerkte er, seinem Dafürhalten nach sei eine Predigt, in der nicht an die ewige Verdammnis gemahnt werde, ein dürftiger Dienst an Männern, die dem Tod jeden Tag ins Auge schauten, und wenn ihm der Sinn nach einem Liebesgedicht stünde, würde er sich an seine Gattin wenden.

Ich fuhr mir mit der Hand durchs Haar, das zu einer verfilzten, zottigen Matte getrocknet war, verdörrten Fadenschöpfen an einem Maiskolben gleich. Schon diese kleine Anstrengung, den Arm zu heben, bereitete mir Qual. Jeder einzelne Muskel in mir schmerzte. Wahrscheinlich war meine Tante im Recht, als sie mir bittere Vorwürfe gemacht hat, weil ich hierher kommen wollte: Ein Mann an der Schwelle seines fünften Lebensjahrzehnts sei über die Zeit hinaus, sich auf ein solches Unterfangen einzulassen. Aber was für ein Mann wäre ich, wenn ich das, was ich so wortgewandt gepredigt hatte, nun nicht auch in der blutigen Auseinandersetzung verteidigen würde? So werde ich denn, solange mich meine Beine tragen, jenen beistehen, die diesen Krieg ausfechten sollen. Doch

wie ein Gefreiter aus Millbury mir heute erklärt hat: »An Virginia werden wir uns noch die Zähne ausbeißen, lass es dir gesagt sein.«

Ich habe das Kniepult in meinen Tornister gepackt. Wir hatten den überwiegenden Teil unserer Ausrüstung hier auf der Insel zurückgelassen, doch jetzt war meine Decke durchnässt von meinen Versuchen, mich zu trocknen und meine triefnasse Kleidung damit abzureiben. Trotzdem spendet Wolle, feucht oder nicht, eine gewisse Wärme. Ich trug sie zu einem Jungen, der zusammengekrümmt und wimmernd am Ufer lag. Auch er war durchnässt und zitterte vor Kälte. Ich befürchtete, dass er am Morgen vor Fieber glühen würde. »Möchtest du nicht ein Stück mit mir die Böschung hinaufkommen, wo der Boden trockener ist?«, fragte ich ihn. Er gab keine Antwort, also wickelte ich ihn an Ort und Stelle in die Decke ein. Uns stand beiden eine kalte Nacht bevor. Aber doch keine so kalte, tröstete ich mich, wie Silas Stone.

Ich stapfte ein Stück durch den Schlamm und kämpfte mich dann an einer Stelle, wo die Uferböschung sich ein wenig senkte, mühsam zu einem gemähten Feld hoch. Im Flackern eines Feuers konnte ich eine kleine Gruppe von Verwundeten ausmachen, die ziemlich teilnahmslos wirkten und offenbar in einem ausgehöhlten Heuhaufen die kalte Nacht zu überstehen trachteten. Ich erkundigte mich, wo die Lazarettzelte aufgestellt waren. »Es gibt keine Zelte; sie haben eine alte Südstaatenvilla in Beschlag genommen«, erklärte ein Gefreiter mit bandagiertem Arm. »Komischer Kasten, mit lauter nackten weißen Figuren drin und ganzen Zimmern voller alter Schwarten. Da lebt nur noch ein alter Sezessionistenanhänger, der, wie's scheint, schon einen mächtigen Sprung in der Schüssel hat und nur noch eine einzige Sklavin zu seinen Diensten. Aber sie unterstützt unseren Arzt, das muss man ihr lassen. Sie hat meine Wunde untersucht und sauber verbunden, wie du siehst«, sagte er und hob stolz seine Schlinge in die Höhe, zuckte aber sogleich vor Schmerzen zusammen.

»Sie hat mir gesagt, früher hätte es in dem Haus mehr als ein Dutzend Sklaven gegeben, aber sie sei als Einzige nicht davongelaufen.«

Ich glaube nicht, dass der Gefreite links von rechts zu unterscheiden wusste, denn seine Wegbeschreibung zur Villa war ziemlich verwirrend, und sein Kamerad, der den Hals verbunden hatte und nicht sprechen konnte, fuchtelte bei jeder Weggabelung, die der andere erwähnte, protestierend mit den Händen. So stolperte ich in der Dunkelheit los und fand mich am Flussufer wieder – ohne zu wissen, ob das jenseitige Ufer zu Maryland oder zu Virginia gehörte. Also kehrte ich um und stieß auf einen Staketenzaun, der an den Ruinen dessen vorbeiführte, was mal eine Getreidemühle gewesen sein musste. Ich folgte dem Zaun, bis er an einem Gatter einen Knick machte. Dahinter erstreckte sich eine von Magnolienbäumen gesäumte Zufahrt, deren Kiesbelag meinen nackten Füßen ordentlich zusetzte.

Aber dann ahnte ich, dass ich mich auf dem richtigen Weg befand, denn ich konnte es riechen. Wenn doch bloß Feldlazarette nicht immer den gleichen Gestank verströmen würden wie Latrinengräben. Aber so verhält es sich nun mal, wenn Metall die Eingeweide lebender Menschen freilegt und sich aus den Därmen die Verdauungsreste ergießen. Aber es gibt auch den etwas weniger aufdringlichen Geruch von frisch geschlachtetem Fleisch, der für meinen Geschmack beinahe ebenso unangenehm ist. Ich blieb stehen und beugte mich über die Büsche, denn eine bittere Flüssigkeit stieg mir in der Kehle hoch. Etwas an meinem Zustand, wie ich so zitternd und vornübergekrümmt dastand, rief die Erinnerung an meinen Vater wach, der mich mit dem Rohrstock verprügelt hatte, weil ich mich weigerte, gepökelttes Fleisch zu essen. Er gab der fleischlosen Kost, wie ich sie bevorzugte, die Schuld daran, dass ich so lustlos meinen Pflichten nachging. Doch was mir so zusetzte, waren die Pflichten selbst; sie waren gemein und grausam. Keine Menschenseele sollte gezwungen sein, den ganzen Tag lang mit unwilligen gelben Ochsen zu schuften,

deren Haut gegerbt war vom Joch, die großen, glänzenden Augen ohne jeden Hoffnungsschimmer. Es laugt die Seele aus, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hinter den Schenkeln dieser Biester herzutrotten zu müssen und in ihren dampfenden Dunghaufen einzusinken. Und dann die Schweine! Wie kann man ihr Fleisch essen, wenn man ihr Wehklagen bei der Schlachtung gehört und das schwarze Blut spritzen gesehen hat?

Vielleicht lag es an der Finsternis oder an der anderen Jahreszeit. Vielleicht an der Galle, am Kummer oder der Erschöpfung. Vielleicht sind zwanzig Jahre für einen geschäftigen Geist auch eine sehr lange Zeit, um eine Erinnerung aufzubewahren, vor allem wenn sie mit dunklen, verstörenden Schatten befleckt ist und das Vergessen erheischt. Was auch immer, ich war schon zur Hälfte die breiten Steinstufen hinauf, als ich das Haus wiedererkannte. Ich war schon einmal hier gewesen.

Eine hölzerne Muskatnuss

Ich war schon einmal hier gewesen, und zwar an einem Morgen im Frühling, als der Nebel so dicht über dem Fluss stand, dass das Himmelsgewölbe all seine milchigen Wolken über der Ebene ausgeschüttet zu haben schien. Damals war ich achtzehn Jahre alt und hatte in Etappen den gesamten langen Weg vom Hafen von Norfolk zu Fuß zurückgelegt. Ich war schlank und stark, mein Haar war von der Sonne gebleicht und sah beinahe weiß aus, wo es unter der Krempe meines Strohhuts hervorlugte.

An der Nordspitze der Landzunge gab es damals einen Anleger mit einem kleinen Fährboot, das auf Anforderung über den Fluss kam. Aus einer Laune heraus hatte ich mich hier von ihm absetzen lassen, war die anderthalb Meilen zu dem Haus gegangen und hatte das Lied des Fährmanns gepfiffen, der mich rübergestakt hatte. Die gesamte Länge der Auffahrt war mit Magnolienbäumen in voller Blüte gesäumt, und die Luft war schwer von Honigduft; ganz anders als der erdige Geruch an einem kühlen Maimorgen auf Spindle Hill. An der Stange, die ich auf meinen Schultern trug, waren zwei schwere Koffer festgebunden. Dementsprechend hilflos und unbeweglich war ich, als plötzlich zwei kläffende Doggen auf mich zugerannt kamen. Die Kiesel flogen unter ihren großen, flinken Pfoten nur so auf. Mehr oder weniger die typische Begrüßung für einen Hausierer aus Connecticut, denn unser Ruf war nicht gerade der beste. Zu viele hatten in ihrem Streben nach Gewinn den Anstand durch List ersetzt, Freimut durch

geschicktes Taktieren. Doch ich kannte mich mit Hunden aus: Zu Hause hatten wir einen Collie, der wie ein zusätzliches Paar Arme die Schafe zusammenzutreiben half. Und auf meinem Weg von Norfolk hierher hatte ich den einen oder anderen Trick gelernt, der von höchstem Nutzen sein konnte – dass man nämlich einen solchen Zerberus, der knurrend und zähnefletschend auf einen zugerast kommt, mit frohgemuter Begeisterung zu sich rufen soll. Neun von zehn Hunden reagieren auf Furcht mit Aggression, werden aber sogleich freundlicher, wenn man ihnen fröhlich und unverzagt entgegentritt. Als ich das Haus erreichte, tollten die beiden Bestien neben mir her und stupsten mit ihren großen, sabbernden Schnauzen gegen meine Beine.

Eine junge Bedienstete stand oben an der Treppe. Sie wirkte überrascht und wohl auch eine Spur verstimmt bei diesem Anblick. Ein scharfer Pfiff, und die Hunde legten die Ohren an, als sie sich davonschlichen. »Die beiden sollten eigentlich jeder ein Stück Fleisch aus Ihren Schenkeln gerissen haben, ehe Sie auch nur die Hälfte der Auffahrt hätten hinter sich bringen können. Stattdessen scharwenzeln die um Sie herum.« Mich verblüffte ihre Stimme: kultiviert und klangvoll wie eine Glocke. Da stand sie nun, die dunkelbraunen Hände mit den hellen Handflächen – ein Kontrast, der mich immer wieder in Erstaunen versetzte – in die Hüften gestemmt, eine gestärkte, beige-grau gestreifte Bluse unter einem tadellos weißen Mieder mit hohem Kragen. Um den Kopf hatte sie ein dunkelrotes Tuch gebunden, das farblich wunderbar mit ihrer kupferfarbenen Stirn harmonierte. Ihre Erscheinung war ein vielversprechendes Omen: Ein Haushalt, der seine Sklaven so fein herausputzte, dürfte von keiner übermäßig strengen Hand geführt sein.

Als sie mir die Stufen hinunter entgegenkam, stellte ich meine Blechkoffer ab, zog den Hut und setzte mein, wie ich hoffte, gewinnendstes Lächeln auf. Umgangsformen zählen viel im Süden; mir waren sogar halb nackte, barfüßige Feldarbeiter begegnet, die sich besser zu benehmen wussten als der

durchschnittlich gebildete Neuengländer. Und ich hatte auch gelernt, dass es galt, zunächst einen der höher gestellten Bediensteten für sich einzunehmen, wenn man als Reisender etwas verkaufen wollte; denn die Bediensteten waren es schließlich, die ihrem Herrn – oder ihrer Herrin, was in meinem Fall noch wichtiger war – das Anliegen des Reisenden und seine Bitte um Einlass vortrugen und dies auf mehr oder weniger Erfolg versprechende Weise tun konnten.

Da ich schon ohne Stiefel über sechs Fuß maß, war ich es nicht gewohnt, mich von Angesicht zu Angesicht mit einer Frau zu unterhalten. Aber an diesem Tag blickte ich mit meinen hellblauen Augen unmittelbar in ihre dunklen, die fast bestürzt leuchteten, und ich erinnere mich noch heute, dass ich es war, der als Erster beiseite schaute.

»Sie haben wohl vor, mich ebenso einzuwickeln wie die Hunde«, sagte sie mit ihrer silberhellen Stimme. »Sind wohl ein Yankee, aus Connecticut?« Sie warf den Kopf in den Nacken und machte ein schnalzendes Geräusch mit der Zunge. »Der letzte Hausierer, der hier durchkam, war auch ein Junge aus Connecticut. Hat der Köchin ein Glas Muskatnüsse verkauft, die waren aus Holz.«

»Gott bewahre!«, entfuhr es mir, und ich meinte es ernst, obwohl ich während der müßigen Stunden am Lagerfeuer so manchen meiner Konkurrenten solche Fälschungen hatte schnitzen sehen.

»Ich glaube nicht, dass meine Herrschaft Ihre Waren zu sehen wünscht, doch es wäre eine Unhöflichkeit, Ihnen an einem solch warmen Vormittag nicht wenigstens einen kühlen Schluck anzubieten.«

Sieh einer an, dachte ich. Eine Negersklavin, vermutlich nicht mal so alt wie ich und doch mit einem Umgangston, der dem eines Gentlemans in nichts nachsteht. Niemand bei mir zu Hause sprach so wie sie, nicht einmal der Pastor. Spindle Hill, tausend Fuß über dem Meeresboden und mit nur einer einzigen schmalen Straße dort hinauf, war eine wortkarge Gemeinde, und der Dialekt der Einwohner war selbst den Men-



Geraldine Brooks

Auf freiem Feld

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73313-2

btb

Erscheinungstermin: August 2005

Eine kraftvolle Liebesgeschichte vor dem Hintergrund des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges.

Als Mr. March, liebender Gatte und Familienvater, im Krieg lebensgefährlich verwundet wird, scheint das Band zwischen ihm und seiner Frau zerrissen. Er verliebt sich in eine andere und stürzt damit nicht nur sich selbst ins Unglück, sondern auch noch seine Familie und die Geliebte. Ein Roman über die Leidenschaft zwischen einem Mann und einer Frau, über die Liebe zwischen Eltern und Kindern und die lebensgestaltende Kraft des Glaubens.